

O diese Augen! : eine Geschichte vom Mistral und Wein

Autor(en): **Wieland, Klaus Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663373>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Gut», sprach Luigi, «dann komme heute nach Mitternacht hierher. Aber niemand darf davon erfahren, niemand. Willst du es mir versprechen?»

Mario nickte und reichte Luigi seine kleine Hand.

Nach Mitternacht, als Mario seine Zeitungen verkauft hatte, ging er zu Luigi.

«Komm», sagte Luigi und richtete sich mühsam auf. Er humpelte dem Knaben voraus durch Strassen und Gassen, über Brücken und Plätze. Er sprach nichts. Wortlos schritten beide durch die dunkle Stadt.

Endlich gelangten sie in einen abgelegenen Park. Luigi zog einen Spaten aus seinem zerrissenen, dünnen Mantel und begann in einem von einem fusshohen Zaun umgebenen Blumenbeet ein tiefes Loch zu graben. Dann entnahm er seiner Rocktasche das dicke, gelbe Kuvert, legte es zwischen zwei flache Steine, die er mit einer dicken Schnur zusammenband und liess das Paket in das tiefe Grab sinken. Darauf füllte er das Loch wieder mit Erde. Dies alles tat er ohne ein Wort zu sprechen. Dann aber legte er seine Rechte auf die zarte Schulter des Knaben und fragte:

«Kennst du diesen Park, mein Kind?»

«Ja», antwortete Mario, «ich kenne ihn.»

«Wirst du den Platz, wo ich das Loch gegraben habe und das Paket versinken liess, eines Tages wiederfinden?»

«Ja», sagte Mario.

«Das ist wichtig», erklärte Luigi, «denn in diesem Grabe liegt viel Geld. Von heute an ist es dein Geld. An deinem fünfzehnten Geburtstag wirst du in der Nacht dieses Grab öffnen und das Paket herausholen. Mit dem Geld wirst du einen Beruf erlernen. Irgendeinen Beruf. Aber es muss ein richtiger sein! Ich wünsche das, verstehst du, mein Kind? Und du musst mir versprechen, es so zu halten, auch dann, wenn ich vielleicht nicht mehr auf dieser Erde wandle.»

Mario versprach es mit ernster Miene und einem festen Händedruck.

Dann schritten beide wieder stumm durch die tiefe, schweigende Nacht dem Stadtinnern zu.

Der Himmel lag wie ein mit Silber besticktes, schwarzes Tuch über Hunderten von Kuppeln und Türmen, und der Tiber suchte rauschend seinen Weg unter den Brücken.

Wie schön die Nacht ist, dachte Luigi, wie schön. Und alles ist mein, der Himmel, die Sterne, die Bäume, der Fluss, alles ist mein. Und sein Haupt neigte sich in tiefer Dankbarkeit.

O DIESE AUGEN!

Eine Geschichte vom Mistral und Wein

Sie hatten ihre Schachpartie beendet, blieben aber vor dem kleinen runden Tischchen sitzen und schwiegen einander freundlich an. An den Fensterläden rüttelte der Mistral.

Charles Roux dachte daran, dass er noch dreissig Kilometer zu fahren habe, ehe er wieder daheim in Toulon war und er dachte an die waldigen, einsamen Strecken. Manchmal entwurzelte der Sturm Pinien oder uralte Olivenbäume und blockierte die Strassen für viele Stunden.

«Ich sollte an die Heimfahrt denken», sagte er.

Videau hob den Kopf. «Schon . . . ?» murmelte er, als habe ihn die Bemerkung seines Freundes aus einer tiefen Träumerei gerissen.

«Der Mistral nimmt an Wucht immer mehr zu», erwiderte Roux.

Videau schien aber mit seinen Gedanken von den Unbilden der Natur weit entfernt.

«Du hast wunderbar gearbeitet», sagte er. Echte Wärme klang aus seiner Stimme.

«Ach was, Alphe, du hättest diese kleine Operation ebenso geschickt ausgeführt. Erinnerst du dich noch, was der alte Zobrovsky von dir immer sagte: Videau, meine Herren, Alphons Videau ist der einzige Mediziner hier an der Sorbonne, der wirklich die Hand eines Chirurgen besitzt. Ich habe es nie verstanden, warum du deine Praxis in diesem gottverlassenen Nest aufgemacht hast.»

«Es geht mir ganz gut, wie du siehst, ich verdiene genügend, habe mein hübsches Haus, meine Familie und meine Arbeit . . . mon Dieu, was soll ich mehr wollen?»

«Aber Alphé, in Paris hättest du in kürzester Zeit . . .»

«In Paris», unterbrach Videau, «ich bin nun aber einmal hier in Mazauges. Und . . . ma foi . . . ich bin gerne hier.»

«Du hattest die besten Chancen damals in Paris, hättest nur zugreifen müssen, statt dessen vergräbst du dich in einem lächerlichen Dorf und holst mich aus Toulon, wenn du einen Chirurgen brauchst, und...»

«Erspare dir das übrige. Es gibt Schicksalsbindungen, die mächtiger sind als der menschliche Wille.»

Roux schüttelte gemächlich den Kopf. «Verzeih mir, Alter», sagte er und lächelte aber still vor sich hin, «zwischen damals und heute liegen aber dreissig Jahre, und wenn dir wirklich seinerzeit ein Missgeschick unterlaufen sein sollte...»

«Warum Missgeschick? Ist es das, was die Herren Kollegen sich gegenseitig ins Ohr flüsteren, als ich von Paris verschwand und meine Praxis hier aufmachte?»

«Das», gab Roux zögernd zu, «das, aber auch allerhand anderes Geschwätz machte damals die Runde. Und du hast dich ausgeschwiegen, während dreissig Jahren ausgeschwiegen.»

«Ja.»

Wieder hörte man den Sturmwind, wie er an den Fensterläden riss und zerrte und mit aller Gewalt versuchte, die Dachziegel herunterzureissen.

«Es ist nicht gut», meinte Videau nach langem Schweigen, «bei diesem Sturm durch die Wälder zu fahren.»

«Es gäbe den Umweg über St-Maximin und Trets. Aber das sind zweihundert Kilometer. Ach was, ich werde es dennoch versuchen.»

«Mach keinen Unsinn, Charles. Ich habe ein Gastzimmer mit einem guten Bett und morgen wird der Sturm sich gelegt haben. Du kannst Toulon anrufen, dass du erst morgen vormittag heimkommst. Im Keller habe ich noch ein Fässchen Claret, wir schieben noch ein paar Holzstücke ins Kaminfeuer und plaudern über...»

«Nun, über was?»

«Meinetwegen über Schicksalsbindungen seltsamer Art.»

*

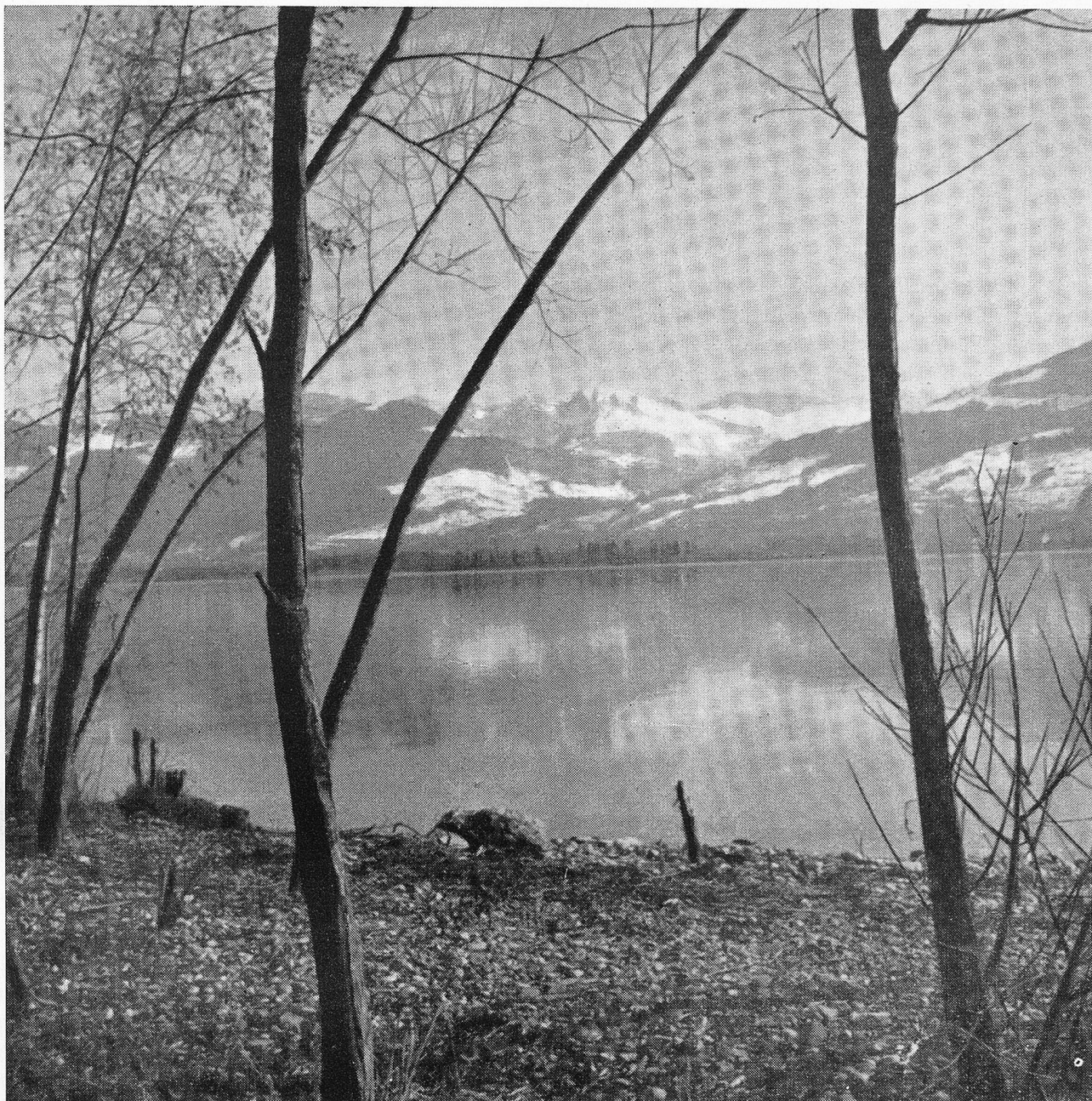
Videau hatte den Tonkrug bis an den Rand mit köstlichem Claret gefüllt. Er hatte neues Holz in das Kaminfeuer geworfen und die tiefen weichen Sessel näher herangerückt.

Nun war der Krug zur Hälfte geleert, Videau aber erst am Beginn seiner Erzählung. Das Sprechen schien ihm noch schwer zu fallen, ja es schien, er risse sich gewaltsam die einzelnen Brocken des längst vergangenen Geschehens aus der Seele. Zeitweilen schwieg er, starrte in das

Zucken der Flammen, hob später, wie um sich die Kehle vom uralten Staub zu befreien, das Glas und trank ein paar Schlücke von dem goldenen Wein.

Unvermutet hob er wieder an zu sprechen. «Die Verlobung ging dadurch natürlich in die Brüche. Es schien mir damals, eine Welt sei eingestürzt. Ich litt unsagbar unter dem Vorfall. Ich verliess Paris, zutiefst erschüttert und suchte Vergessen, fuhr nach Nizza, nach Monte Carlo, das Schicksal höhnte mich noch mehr, ich gewann an den Spiel-tischen Geld, ich betrank mich, hetzte weiter, aber überallhin verfolgte mich das Bild der Treulosen. Es gab eben keine Flucht vor sich selbst. Einmal, bei einer Fahrt nach Korsika, warf ich in übler Laune und im Verdruss mit mir selbst all mein Gepäck, meine Koffer und die paar Bücher, die ich noch immer mit herumschleppte über Bord. In Korsika mietete ich mir ein Fahrrad und suchte Vergessen auf der Landstrasse. Später trieb ich den gleichen Scherz auf dem Festland wieder, mit einem Rucksack und meinem Rad klapperte ich die ganze Gegend der Provence ab, nur um nicht mehr nach Paris zurückkehren zu müssen. Verletzte Eitelkeit, heute weiss ich es, damals aber harderte ich mit der ganzen Welt. Mit der ganzen Welt... verstehst du das? Bis ich dann eines Abends hier in Mazauges... das sind nun schon zweiunddreissig Jahre her, zweiunddreissig Jahre... und auch damals tobte der Mistral ganz rasend, ja, da lehnte ich mein Fahrrad an die Mauer des einzigen Gasthauses und betrat die Stube, um mich bei einem Glas Wein zu wärmen, beim zweiten Glas Wein die Erinnerungen wieder aufflackern zu lassen, beim dritten Glas Wein vor mich hin zu fluchen, merde, beim vierten Glas Wein den ganzen Jammer in hundertfacher Verstärkung, oder besser gesagt Verzerrung neu zu empfinden, beim fünften Glas Wein schon kraftvoller zu fluchen... bis plötzlich eine Hand sich auf meine Schulter legte, der feste, sichere Griff einer Männerhand meine Schulter packte, fest und doch nicht im Argen drückend, und das Gesicht eines Mannes sich zu mir herab beugte mit ganz seltsam blickenden Augen, ein Gesicht gezeichnet von schwerem Leid.

«Wir könnten uns gegenseitig Gesellschaft leisten», meinte der Fremde, und seine Augen blickten mich an, schauten durch mich hindurch, als suchten sie tief hinter meinen Augen, inmitten meiner zerrütteten Gehirnssubstanz die Wahrheit zu erforschen.



Klarer Novembertag

Photo: A. Füglistner

«Hab genug an mir allein», gab ich zur Antwort. Oder irgend etwas, das ähnlich klang.

«Tiens, ich auch. Lassen wir uns noch einen halben Liter kommen. He — Bernard — einen Halben von deinem Einundzwanziger!» Zu mir sagte er dann der Fremde: «Den Einundzwanziger schenkt er nur mir und meinen Freunden aus.»

«Mir genügt der Ordinaire», gab ich unwillig zurück, leerte, um meinen Protest zu demon-

strieren, mit einem Zug mein Glas und knallte es auf den Tisch.

«Ein guter Wein ist schön», sagte der Mann, «und in der Schönheit liegt die Wahrheit.» Er zog den Stuhl zu sich heran und setzte sich langsam, wie wenn er auf die Bewegungen seines Körpers sehr bedacht wäre, geradezu vorsichtig hin.

Mich ärgerte dieses betuliche Gehaben. Um meinem Unwillen Ausdruck zu geben, bekittelte

ich sein Zitat. «Musset hat es anders gesagt. Rien n'est vrai que le beau, rien n'est vrai sans beauté.»

«Ja, o ja, wie recht Sie haben, und schauen, schauen, bis man trunken wird von all der Schönheit ringsum.»

Der Wirt schenkte uns die Gläser voll und schob sie griffnah vor uns hin.

«Zum Wohl», sagte der Mann. Jetzt hielt er den Blick auf sein Glas gesenkt.

Ich stürzte den Inhalt des Glases in meine Kehle. Warum sollte ich mich verpflichtet fühlen, seinem albernen Einundzwanziger besondere Ehre anzutun. Mag sein; dass der Wein wirklich besonders gut war. Mich scherte es nicht. Ich hatte meinen eigenen Jammer.

«Von der Sorbonne?» fragte da plötzlich der Fremde.

«Wieso?» fragte ich zurück. Mich erstaunte das wirklich.

«Mediziner?»

«Was geht es Sie an, zum Teufel.»

«Spezialausbildung als Chirurg?» fragte der Mann mit ruhiger Beharrlichkeit.

Statt einer Antwort griff ich nach der Flasche und schenkte mir noch einmal ein. Es war mir rätselhaft, wie der Mann das hatte erraten können.

«Dann sind Sie bei Zobrovsky . . . »

«Zum Henker, was wollen Sie von mir? Bin ich Ihnen etwa Auskunft schuldig?»

«Schuldig? nein, oder ja. Wir sind uns alle gegenseitig so viel schuldig, und doch ist keiner dem andern was schuldig.»

Wieder trank ich mein Glas leer und wieder schenkte ich mir von diesem Einundzwanziger ein.

Etwas an dem Mann berührte mich eigenartig. Ja, gegen meinen Willen fühlte ich mich von ihm angezogen, nein, nicht angezogen, viel eher berührt, oder noch besser gesagt in Schwingung versetzt. Es schien mir, er bringe eine vergessene Stimmgabel in mir zum Schwingen. Erinnerst du dich noch — die Person — aus dem Lateinischen von ‚per sonare‘ hergeleitet, durchtönen, dieses Durchtöntsein empfand ich damals ungeheuer lebhaft.

Der Fremde an meinem Tisch trank nur winzige Schlucke und liess jeden einzelnen Schluck im Mund verweilen, fast als kaue er den Wein, ehe er ihn durch die Kehle rinnen liess.

«Sie sind unterwegs», sagte er, nachdem er das Glas vorsichtig niedergestellt hatte. «Ferienreise? Oder auf der Suche nach einer geeigneten Praxis.

Hier in Mazauges ist kein Arzt. Die Luft ist gesund hier, die Gegend lieblich . . . »

«Wenn der Mistral nicht gerade alle Häuser abdeckt!» warf ich ein, doch blieb diese Bemerkung unbeachtet.

«Und wenn Mazauges auch nur ein kleiner Ort ist, so hat das Leben hier doch auch seine Reize und Vorzüge.»

«Zum Beispiel?»

«Man kann hier wieder zu sich selbst zurückfinden.»

Ich lachte höhnisch auf. «Als ob ich mich verloren hätte!»

«Wie wär's», meinte da der seltsame Mann, «wenn Sie sich noch ein Glas voll einschenkten und mir dann hübsch der Reihe nach alles erzählten?»

«Warum denn gerade Ihnen?» fragte ich.

«Warum nicht gerade mir?»

Ich schenkte mir noch ein Glas ein, trank es leer und sagte: «Warum nicht Ihnen!» Und dann erzählte ich ihm mein ganzes Elend, erzählte alles, von meiner Liebe, meinem Stolz, meinen berechtigten Hoffnungen, meinen Aussichten als junger Arzt, als voraussichtlicher Nachfolger Zobrovskys und dann der Verlobung und all dem, bis zum Augenblick der perfiden Untreue und dem Zusammenbruch aller Daseinswerte. Ich erzählte, erzählte, und redete mich zum erstenmal wirklich frei. Wir waren längst allein in der Stube und der Wirt hatte die Tür schon geschlossen, als ich endlich mit meiner Jammertriade fertig war.

«Eh bien, Kollega», sagte da der Fremde, «auch ich war Lieblingsélève Zobrovskys und hatte alle Chancen, der Chirurg zu werden, bis mir eines Tages etwas untreu wurde, das ich unsagbar liebte. Doch genug der traurigen Geschichten für heute. Denken Sie mal darüber nach, ob es nicht doch schön wäre, hier in Mazauges das beglückende Leben eines Landarztes zu führen, statt dem gehetzten Dasein einer berühmten Kapazität in Paris. Mazauges könnte einen guten Arzt gebrauchen.»

«Ich dachte eher daran, die ganze Medizin an den Nagel zu hängen und Bauer zu werden.»

Dann fragte ich den Wirt, ob er ein Zimmer für mich habe, verabschiedete mich von dem Fremden, stieg eine wackelige Treppe hinauf und warf mich erschöpft auf das Bett.

Anderntags begrüßte mich der Wirt sehr eigenartig.

«Sie möchten», so sagte er, «sogleich nach dem Frühstück hinübergehen zum Bürgermeister.»

Das klang so verdreht, so steif, gewollt und unbeholfen. Dennoch hatte ich keine Lust, den dicken Wirt nach dem Warum und Wieso zu fragen. Ich liess mir den Weg zur Mairie zeigen und ging, nachdem ich meine Croissants und meinen Kaffee eingenommen hatte, hinüber.

Vorerst musste ich meine Ausweise zeigen, musste einige Fragen nach dem Woher und Wohin beantworten und sollte schliesslich sagen, ob ich den Herrn Doktor Bennard schon lange gekannt habe. Ich kannte keinen Doktor Bennard.

«Sie sassen aber gestern Abend bis spät nach Mitternacht mit Doktor Bennard zusammen im Café du Midi!»

«Ich sass mit einem Fremden zusammen», gab ich zu, «kannte aber weder ihn noch seinen Namen.»

«Wissen Sie, dass heute Morgen um fünf Uhr Doktor Bennard gestorben ist?»

«Was ... der Mann an meinem Tisch ...?»

«Ja — er wurde von einem Wagen, der durch die nächtlichen Strassen jagte, überfahren und verblutete hier in der Mairie, ehe der Arzt aus Toulouse herbeigerufen werden konnte.»

«O ... das tut mir leid», sagte ich, fügte nach einiger Zeit nachdenklichen Schweigens hinzu: «... und er strahlte so viel Persönlichkeit aus. Er hatte so warme, tiefstrahlende Augen ...»

Eine Weile blickte mich der Bürgermeister und der andere Herr schweigend an. Dann sagte der Bürgermeister: «Doktor Bennard war blind. Kopfschuss 1917 bei Verdun. Er wäre ein sehr berühmter Arzt geworden, wenn er nicht sein Augenlicht verloren hätte. Sie kannten ihn also wirklich nicht näher. Eigenartig, wirklich eigenartig. Wir schätzten und liebten diesen Mann alle sehr. Ich werde Ihnen nun den Teil seines Testamentes vorlesen, der Sie angeht. Er diktierte mir das Testament eine Stunde vor seinem Tod, als wir hier vergeblich auf einen Arzt warteten, der die schwere innere Blutung hätte aufhalten können. Hören Sie bitte zu. Der Gemeinde vermache ich ausserdem die Summe von ... das geht Sie nichts an ... hier kommt das, was Sie anbetrifft. Dem jungen Mediziner, der, seinem Akzent nach vermutlich als Chirurg bei Professor Zobrovsky an der Sorbonne ausgebildet wurde, und mit dem ich heute Nacht im Café du Midi sehr lange gesprochen habe, vermache ich den Rest meines Vermögens, bestehend aus den Weinbergen südlich Mazauges, dem Haus in der Rue Roquebrussanne und meinem restlichen Kapital beim Crédit Lyonnais in Toulon.»

«Hier unterbrach sich der Bürgermeister. Er fragte mich: «Ist Ihnen die Höhe dieses Vermögens annähernd bekannt?»

Ich verneinte.

«Nun, Doktor Bennard gilt hier als reicher Mann. Er fügte aber mündlich eine Bitte an dieses Testament.»

«Eine Bitte?»

«Ja, eine Bitte, eine mündliche Bitte, keine schriftliche Klausel. Er sagte, er wäre froh, wenn der Ort hier einen guten Arzt bekäme, einen tüchtigen jungen Arzt, der die strenge Schule bei Professor Zobrovsky durchgemacht habe.»

«Warum rief man mich nicht, als der Mann hier verblutete?»

«Weil Doktor Bennard sagte, Sie hätten zuviel von dem guten Einundzwanziger getrunken, um sicher genug operieren zu können, und dann sagte er, er sei auch nicht mutig genug, ohne Narkose diese Operation zu ertragen. Sehr bald darauf starb er auch schon.»

Das Feuer im Kamin war am Erlöschen.

Videau warf ein paar Klötze in die Glut, dann griff er nach dem Weinkrug und schenkte seinem Kollegen von Toulon das Glas nochmals voll. «Dieser Claret, den ich heute mit dir getrunken habe, war der letzte Rest des köstlichen Einundzwanzigers, den mir damals der Fremde mit seinem guten, tiefschauenden Blick einschenkte. Auf dein Wohl, alter Freund. Ich bereute es nie, ein kleiner Landarzt in der Provence zu sein.»

STOSSSEUFZER

Bekanntlich gilt der Emir von Koweit als einer der reichsten Männer der Welt. Seinen Reichtum verdankt er den ergiebigen, schier unerschöpflichen Petroleumquellen seines Landes.

Einmal besuchte ihn ein englischer Forschungsreisender. Im Gespräch kamen sie auch auf die Eigenarten des Landes zu sprechen. Da stiess der Emir folgenden Seufzer aus:

«Wieder und wieder haben wir gebohrt; um Wasser zu finden. Aber vergeblich! Immer kam nur Petroleum!»